

# Die blonde Frau auf der Insel [Fortsetzung]

Autor(en): **Mühlen, Hermynia zur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 34

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756481>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Wie blonde Frau

## AUF DER INSEL

ROMAN VON  
HERMYNIA  
ZUR MÜHLEN

Copyright by Hermynia Zur Mühlen

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Marchese Carmelo Assunto, 23jährig, aus einem gänzlich verarmten, süditalienischen Adelsgeschlecht, hat auf Zureden seines reichen Veters hin die 25jährige sehr reiche Berlinerin Helene Rhoden geheiratet, um seinen ständigen Geldkalamitäten zu entziehen. Schon auf der Hochzeitsreise, die die beiden über Paris und Frankreich zu der im südlichen Mittelmeer gelegenen Heimatinsel Carmelos führt, zeigt sich der herrschsüchtige Charakter der jungen Frau, die ohne weiteres annimmt, daß ihr durch ihr Geld der Vorrang in dieser Ehe zusteht. Bei einem Besuch, den das junge Ehepaar in Palermo einer alten, mütterlichen Freundin Carmelos abtattet, kommt es zu einem Zusammenstoß zwischen der jungen modernen Deutschen und der feinen alten Italienerin. Carmelo sieht mit leiser Angst dem gemeinsamen Zusammenleben auf seiner geliebten Insel entgegen.

2

Sie waren im Hotel abgestiegen. Während des Diners hatte Carmelo kein Wort mit seiner Frau gesprochen. Auch jetzt saß er in ihrem Salon schweigend am Fenster und starrte in den Abend hinaus.

«Carmelo.»

«Was willst du?»

«Warum sprichst du nicht mit mir?»

«Ich habe dir nichts zu sagen.»

«Bist du verrückt?»

«Nein.»

«Was ist denn los?»

«Nichts.»

Er stand auf.

«Wohin gehst du?»

Keine Antwort.

«Wohin gehst du?»

«Wohin ich will.»

«Ich verstehe dich nicht. Was für ein Ton ist das?»

«Ein Ton? Derselbe, in dem du heute mit meiner Tante gesprochen hast.»

«Ach so, deswegen diese ganzen Geschichten. Sei doch nicht kindisch.»

Carmelo trat zu ihr. Seine schwarzen Augen funkelten, seine Stimme zitterte vor Zorn.

«Laß mich jetzt gehen, Helene, es ist klüger. Ich weiß nicht, was ich dir sagen, was ich dir tun würde. Ich hätte dich heute nachmittag tören können. Du mit deinem Geld, mit deinem dummen Hochmut, der nur auf Geld beruht. Wer bist du? Was bist du? Wenn ich ein Fischermädchen geheiratet hätte, eine Bauerntochter, sie hätte sich besser zu benehmen gewußt als du. Sie hätte besser in unsere Familie gepaßt. Aber du...»

«Du weißt nicht, was du sagst.»

Er lachte.

«Vielleicht weiß ich es nicht. Wenn mich der Zorn packt, weiß ich nicht, was ich tue. Laß mich jetzt gehen, Helene. Bevor ich dir sage, daß ich dich...»

«Was?»

«Daß ich dich hasse, verachte, ja verachte, mit deinem ganzen Geld.»

So hatte sie ihn noch nie gesehen. Er erschreckte sie, aber der Zorn ließ ihn noch schöner erscheinen, und in ihre Angst mischte sich Bewunderung und Verlangen. Zum erstenmal, seitdem sie verheiratet waren, schien er wirklich zu leben.

«Carmelo, verzeih mir. Laß mich nicht allein. Hier, an diesem fremden Ort. Ich fürchte mich.»

«Du solltest dich lieber vor mir fürchten.»

Aber seine Stimme klang wieder gedrückt, und der Glanz in seinen Augen erlosch. Nun sah er nur noch müde und traurig aus, wie ein großes Kind.

«Sei wieder gut.»

Er blickte sie hoffnungslos an, und als sie die Arme um seinen Hals legte, ließ er es geschehen.

«Morgen fahren wir auf die Insel, Carmelo, auf deine Insel», schmeichelte die Frau. «Dort wird alles gut sein.»

Er warf ihr einen düsteren Blick zu.

«Vielleicht wird er mir zürnen.»

«Wer?» fragte Helene erstaunt. «Dein Vetter?»

«Nein. Er, der große Pan. Ich habe mich gegen ihn versündigt.»

«Wodurch?»

Carmelo schwieg. Er dachte bei sich: ich habe mich an der Lebensfreude versündigt, an der Liebe versündigt. Und er dachte an den Sohn, den er sich wünschte, und der kein Kind der Freude und des Glücks sein würde.

Auf dem abgewetzten Betstuhl kniete die alte Contessa und seufzte; an diesem Tage hatte sie viele Gedankensünden begangen.

### DRITTES KAPITEL

Helene Assunto betrachtete mit einem leisen Lächeln das silbergraue Briefpapier, in dessen linker Ecke in Goldbuchstaben ihre neue Adresse stand: Isola Theon, und darunter dasselbe in griechischen Buchstaben. Wie seltsam das klang: Insel der Götter.

Vielleicht bin ich, wie Carmelo behauptet, wirklich ein Snob, dachte sie mit plötzlicher Seelenkenntnis. Aber ich kann nicht leugnen, daß sich diese ausgefallene Adresse gut macht. Auch das Papier ist hübsch, dachte sie nüchtern weiter, es hat auch genug gekostet. Sie verweilte absichtlich bei dem Gedanken an den Preis. Das war etwas Reales, Wirkliches, Vertrautes und sie bedurfte dessen, um nicht in einer unwirklichen, ihr völlig fremden Welt unterzugehen.

Die Insel, Carmelos geliebte Insel. Nun waren sie seit fünf Tagen hier, und Helene gestand sich, daß sie sich auf dem Mond oder dem Mars ebenso heimisch gefühlt hätte wie hier.

Die Fahrt, zwei Stunden in dem alten kleinen Motorboot, war noch etwas Alltägliches gewesen; Helene kannte das Meer und dachte hauptsächlich daran, daß der alte Klapperkasten ausrangiert und durch einen neuen, schnelleren ersetzt werden müsse. Carmelo saß schweigend am Steuer, mit einem Ausdruck auf dem Gesicht wie ein Kind, das im dunklen Zimmer darauf wartet, die Tür aufgehen und den Weihnachtsbaum glänzen zu sehen. Der alte Bootsmann erzählte hin und wieder etwas, Carmelo nickte zerstreut: «Si, si.»

Es war um die Mittagszeit. Ein leichter Dunst schwebte über dem Meer, blaßblau über der saphirfarbenen Bläue der Wellen. In der Ferne stieg schwerer grauer Rauch auf, ein Ozeandampfer, der nach Alexandrien fuhr. Man hörte gedämpft das Stampfen der Maschine.

Und dann sah Helene etwas Verschwommenes, Dunkles, das immer näher kam. Der alte Bootsmann zeigte mit der Hand und sagte: «l'Isola», als gebe es auf der ganzen Welt nur eine Insel.

Die Formen wurden klarer, etwas Weißes leuchtete zwischen dunklen Bäumen, Säulen, glänzend wie frischgefallener Schnee. Nun konnte Helene alles genau unterscheiden: silbern schimmernde Olivenbäume, rötlich glänzende Orangen, ein Stück Garten, in dem Rosen blühten, Rosen und wieder Rosen in allen Farben, in allen Schattierungen.

Der Landungssteg ein wenig wacklig, die Bretter zum Teil verfault. Sie waren angekommen.

Der alte Bootsmann sprang an Land; er nahm die Mütze ab, hielt Helene die Hand hin und sagte feierlich: «Mögen die Heiligen und die Götter die Frau unseres Signorino auf der Insel willkommen heißen.»

Helene lächelte leicht über die «Heiligen und die Götter», dann aber fühlte sie eine leise Kränkung, einen kleinen sentimentalischen Schmerz, der ihrem Wesen fremd war: nicht der alte fremde Mann hätte ihr an Land helfen sollen, sondern Carmelo.

Carmelo jedoch beachtete sie nicht. Er sah die Insel an wie eine geliebte Frau, die man nach langer Trennung endlich wieder sieht, zärtlich, verliebt, glückselig.

Helene wurde etwas gereizt.

«Mit einem ordentlichen Motorboot könnte man die Strecke in einer Stunde zurücklegen», sagte sie.

Carmelo wandte sich ihr zu; auf seinem Gesicht lag grenzenloses Erstaunen, als fragte er: wer bist du denn eigentlich? Was suchst du hier?

Dann schien er sich plötzlich zu erinnern. Er lächelte. «Komm, Elena, wir sind zu Hause.»

Es berührte sie seltsam, daß er zum erstenmal ihren Namen italienisch aussprach, und nun empfand auch sie das Gefühl der Fremdheit, das vorhin auf seinen Zügen gelegen hatte.

Inzwischen war die Dienerschaft vom Hause gekommen, der Signorino wurde freudig, liebevoll, die Marchesa höflich begrüßt. Das Gepäck wurde aus dem Motorboot geholt, alles war wieder normal und alltäglich.

Das Haus gefiel Helene, es hatte, wie sie sich sagte, etwas «Apartes»; freilich fehlte vieles, das zum Behagen notwendig war, aber das konnte rasch angeschafft werden. Und schließlich würden sie ja nicht lange auf der Insel bleiben; als Wochenendaufenthalt, als Sommerfrische, war es hier wirklich reizend.

Carmelo führte sie umher und zeigte ihr alles, fast ehrfürchtig, als befänden sie sich in einer Kirche.

«Und wo ist die berühmte Terrasse mit der Panherme?» fragte Helene, als sie im Rosengarten standen. «Dort drüben, am Meer. Von hier kannst du sie nicht sehen.»

«Wir wollen hingehen.»

«Jetzt nicht. Am Abend, sobald die Sonne untergegangen ist.»

Helene lächelte spöttisch.

«Wie kann man nur so abergläubisch sein?»

«Es ist kein Aberglaube und ich wünsche nicht, daß du dich darüber lustig machst, Elena.»

Sie sah ihn betroffen an. Das war nicht mehr der liebenswürdige, nachgiebige junge Mann, der sich ihr in allem gefügt hatte, das war ein anderer Carmelo, energisch, fast streng.

Helene schwieg.

Ein leises Rascheln in der Oleanderhecke, die den Rosengarten einsäumte, ließ sie den Kopf heben. Eine seltsame Angst erfaßte sie; sie schob ihren Arm unter den Carmelos. Auf dem gekiesten Weg kam hinkend ein merkwürdiges Wesen auf sie zu. Wie aus einem Märchen, dachte Helene und starrte verwirrt auf die bucklige Gestalt und das schöne Gesicht, das an Carmelo erinnerte.

«Das ist Onkel Benedetto», sagte dieser und schüttelte dem Buckligen herzlich die Hand.

«Willkommen auf der Insel der Götter, schöne Nichte.»

Der Bucklige küßte Helenes Hand; er lächelte, aber Helene schien es, als blickten die großen schwarzen Augen ein wenig spöttisch, ein wenig boshaft. Die Hand, die ihre noch immer festhielt, war trotz der Mittagshitze kalt, und Benedetto trug ein großes schwarzes Cape um die Schultern, als friere er.

«Die alte Maria hat mich geschickt», sagte er. «Das Essen ist fertig.»

Dann saßen sie zu dritt in dem großen Speisesaal, der Bucklige rechts von Helene. Er trug auch jetzt das schwarze Cape, und trotzdem er viel trank, wurde sein blaßes Gesicht nicht röter.

Helene blickte immer wieder scheu zu ihm hinüber. Was war es, das diesen Menschen so unheimlich machte? Die spöttische Art? Der schöne Kopf auf dem mißgestalteten Körper? Die Ueberlegenheit, die er an den Tag legte? Das seltsame, etwas krächzende Lachen? Die heisere Stimme? Sie wußte es nicht, wußte nur, daß sie, als Carmelo nach dem Essen vom Gärtner gerufen wurde und sie mit dem Buckligen allein im Salon saß, ehrliche Angst empfand.

Dabei war Benedetto äußerst liebenswürdig, er machte ihr Komplimente, er ließ sie fühlen, daß er sie für klug halte, er plauderte geistreich, aber hinter allem lag etwas, das Helene nicht begriff, ein Wissen um Dinge, die sie nicht kannte, eine Macht, die ihr fremd war. Sie versuchte, sich selbst auszuladen; sie erinnerte sich an tolle Streiche, an einsame Gänge durch verfallene Stadtviertel. Einmal war sie in Aden allein in einer Matrosenkneipe gewesen, einmal war sie allein mit dem Flugzeug weit in die Sahara geflogen, aber nie und nirgends hatte sie

dieses seltsame und beklemmende Gefühl empfunden, das jetzt ihren Herzschlag beschleunigte und ihre Hände ebenso kalt werden ließ, wie die des Mannes waren, der ihr gegenüber saß. Sie seufzte erleichtert auf, als Carmelo zurückkam.

Am Abend, nach dem Diner, fragte Benedetto: «Nun, werdet ihr nicht unserem Gott einen Besuch machen?»

Er sprach ganz ernst, mit einer gewissen Ehrfurcht in der Stimme, wie ein anderer gesagt hätte: «Wir müssen dem regierenden Fürsten der Insel unsere Aufwartung machen.» Und Carmelo erwiderte ebenso ernst: «Ja, Komm, Elena, wir wollen gehen.»

Sie sah belustigt, daß er einen kleinen Kranz aus Olivenblättern in der Hand hielt.

«Ihr seid ja verrückt mit eurem Gott», spottete sie. Und wieder entgegnete der andere, der fremde Carmelo, bestimmt, fast herrisch:

«Hüte dich, Elena. Du bist in seinem Bereich.» Langsam schritten sie durch den duftenden Garten nach der Terrasse. Sie gelangten zur Marienkapelle an dem einen Ende. Dann betraten sie die Terrasse selbst. Zwischen den Steinen war Gras gewachsen, hier und dort war die Erde geborsten, und ein tiefes Loch dunkelte. Zwischen Orangenbäumen ragte die Herme empor.

Die Nacht war wunderschön; der Vollmond warf seine Strahlen auf das leise rauschende Meer, das wie flüssiges Silber die Insel umspülte. Nur das Plätschern der kleinen Wellen durchbrach die Stille.

Sie traten zu der Herme. Helene lächelte, als Carmelo ehrfürchtig den Kranz auf das graue Steinhaupt legte. Dann glitt ihr Blick tiefer, und sie fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück und suchte nach Carmelos Hand.

Der Mond beleuchtete das steinerne Gesicht, ein leichter Wind bewegte die Blätter der Orangenbäume, so daß sie seltsame Schatten warfen. Helene startete die Herme an. Etwas unsäglich Böses, Grausames lag auf diesen Zügen, etwas Unbarmherziges. Und jetzt...

«Carmelo», Helene schrie die Worte fast. «Er grinst, grinst böse. Was ist das? Er bewegt die Augen, er sieht mich an!»

Sie riß sich von Carmelo los und lief über die Terrasse, lief, atemlos, keuchend, an allen Gliedern zitternd, bis sie das Haus erreichte.

Hier, im freundlichen Licht des elektrischen Lüsters, kam sie zur Besinnung.

Ich bin ja verrückt, dachte sie. Eine alte Statue, auf die die Blätter Schatten werfen. Daher das Grinsen, die Augen, die sich bewegen. Mein Gott, wie kann ich nur so dumm sein? Ich werde mir morgen bei Tageslicht den braven Gott ansehen. Carmelo und dieser alte Bucklige haben mich mit ihrem Aberglauben angesteckt. Aber daß ich so kindisch sein kann! Wenn das jemand wüßte. Ich müßte mich zutode schämen.

Die Tür des Salons wurde geöffnet; der Lüster war nicht stark genug, um den großen Raum zu erhellen, und die Tür lag im Halbschatten. Ein Kopf erschien, nur ein Kopf, der Körper verschwamm im Dunklen. Ein schöner Kopf, das verbrauchte Haar stand zu beiden Seiten hoch, wie kleine Hörner, und der Mund lächelte spöttisch, böse.

Helene schrie auf.

«Habe ich Sie erschreckt, schöne Nichte?» fragte Benedetto's heisere Stimme. «Verzeihen Sie. Es tut mir leid.»

Helene versuchte zu lachen.

«Es ist so dunkel bei der Tür. Ich erkannte sie nicht... ich glaubte fast...»

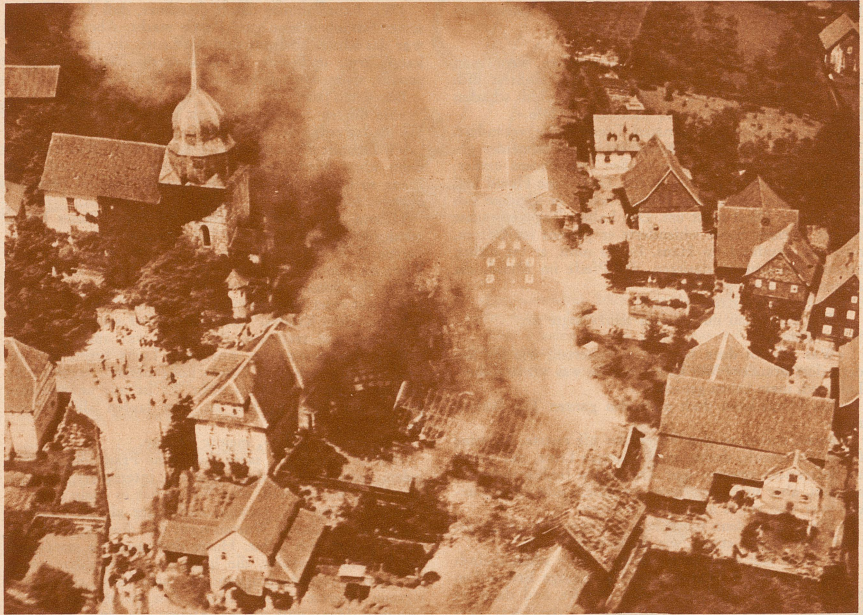
«Daß der große Pan Ihnen einen Gegenbesuch abwarten will, wie?»

Und durch den großen Raum klang das unheimliche krächzende Lachen.

Zwei Tage lang wußte Helene nicht, was ihr fehle. Sie war nervös, konnte keinen Augenblick ruhig bleiben, lief vom Haus in den Garten, vom Garten ins Haus, versuchte mit den Diensthofen zu reden, deren Italienisch sie kaum verstand, klingelte ohne jeden Grund nach dem Kammerdiener, dessen ruhige kalte norditalienische Art ihr wohlthat, begleitete Carmelo, so oft er das Haus verließ, ertrug es nicht, allein zu bleiben.

«Was fehlt mir denn?» fragte sie sich verzweifelt. «Ich bin doch kein hysterisches Frauenzimmer. Ich habe nie «Nerven» gehabt. Carmelo ist reizend zu mir, ich müßte glücklich sein. Ja, ich müßte es, aber ich bin es nicht. Irgend etwas liegt auf meinem Herzen wie ein Stein. Ich kann nicht atmen. Ich kann nicht lachen. Es klingt so merkwürdig, wenn ich lache. Heimweh ist es nicht. Ich habe nie an meinem Zuhause gegangen. Auch nicht an meinen Freunden. Was fehlt mir denn?»

Und dann, ganz plötzlich, erkannte sie, was es war: die Stille. Die unendliche Stille der Insel. Sie war die große Stadt gewöhnt, den Lärm der Straßen, die vielen Menschenstimmen. Hier hörte sie nur das leise Rauschen des Meeres, das gegen die Insel brandete. Hier war die Stille etwas fast Greifbares, etwas Gewaltiges, Drohendes, Feindseliges. Das Ticken einer Wanduhr klang wie Lärm, jeder Schritt schien zu widerhallen, wie in einem Gewölbe, und alles, jeder Laut, jeder Ton wurde sofort von der Stille verschlungen. Um die Mittagszeit war es am ärgsten. Da regte sich kein Blatt an den Bäumen, selbst das Meer schien zu verstummen. Die ganze Insel hielt den Atem an, niedergedrückt von der Hitze, die auf ihr lastete. Carmelo hielt seine Siesta ab, Benedetto saß in seinem Zimmer, auch die Diensthofen schienen zu



Hptm. Straumann überfliegt gerade in dem Augenblick das thüringische Dorf Windheim, da der Kern der Siedlung - etwa 10 Häuser - in Flammen steht



Die deutsche Reichswehr fabriziert Gewölk zum blauen Himmel. Es sind Vernebelungsübungen bei den Manövern

### Zufalls-Kamerabeute beim Trainingsflug

Aufnahmen von Hptm. Straumann

In der Zeit vom 21.—28. August findet der Europarundflug statt. Kavalleriehauptmann Peter Straumann nimmt daran teil als Sportpilot mit einer A. C. 12-Moskito Maschine aus den Flugzeugwerken von Alfred Comte. Der Rundflug ist für die Konkurrenten nicht nur eine Prüfung der Geschicklichkeit, sondern ein noch nie dagewesener Schnelligkeitswettbewerb über diese Strecke. Und da soll gleich gesagt sein, daß bei diesem Anlaß Maschinen starten werden, die viel schneller sind, als der Apparat von Hauptmann Straumann, dessen bequeme Einrichtung natürlich auf Kosten der Geschwindigkeit geht. Aber letzten Endes wollen wir ja keine Rennmaschinen züchten, sondern Gebrauchsmaschinen. Es genügt zu wissen, daß unser Pilot bei einem Trainingsflug in 47 Flugstunden 7200 Kilometer bei teilweise sehr schlechtem, unsichtigem Wetter zurückgelegt hat. Peter Straumann flog mit einer schweizerischen Maschine, als schweizerischer Nur-Sportpilot. Im Europa-Rundflug hat er gegen geübte Strecken- und Militärpiloten aufzukommen, die ihr kostenloses Training das ganze Jahr hindurch betreiben können. Vom ersten Trainingsflug mit zwei Passagieren brachte uns Peter Straumann die beiden zufälligen Photovolltreffer mit.

schlafen. Nur Helene wachte, mit zum Reißen gespannten Nerven, schweißgebadet, als sei sie eben aus einem Alpdruck erwacht. Sie saß in ihrem kleinen Salon, ein Buch in der Hand. Aber sie konnte nicht lesen. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, und wenn sie sich dennoch zum Lesen zwang, begriff sie den Sinn der Worte nicht. Alle ihre Sinne schienen gelähmt: nur das Gehör nicht. Sie lauschte, lauschte unentwegt, nach einem Ton, einem Geräusch, nach etwas, das diese entsetzliche Stille unterbräche. Vergeblich. Sie fühlte, wie diese Stille, von der die ganze Insel beherrscht wurde, bis zu ihr drang, sie einhüllte, sie erstickte. Sie schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber die Stille preßte ihr die Kehle zusammen, so daß sie auffuhr und unbewußt nach ihrem Hals griff, um würgende Hände abzuwehren. Sie sagte ein Wort laut vor sich hin, doch das Wort fiel in die bodenlose Tiefe der Stille und ertrank. Sie stellte sich die Stadt vor, wollte in ihrem Gedächtnis das Rattern

und Tuten der Autos, das Klingeln der Straßenbahnen erwecken, die Rufe der Straßenhändler. Vergeblich. All das erschien ihr unwirklich, etwas, das sie einmal, vor vielen Jahren, geträumt hatte; wirklich war nur die Stille. Friedhofstille, das Wort fiel ihr ein, und sie schauderte. Der Tod. Sie hatte nie an den Tod gedacht. Nun schien er mit einemmal ganz nahe zu sein. Hier auf der Insel... auf der Terrasse, wo der große Pan höhnisch grinsend stand. Oder in den zwei Zimmern, wo Benedetto zwischen seinen Büchern hockte, ein Mensch, der nur mit Toten verkehrte, nur von Toten sprach, von Griechen und Römern, von alten Göttern, nur nicht in dieser Welt lebte. Die Sonne glühte feindselig, gefährlich, ihre Strahlen waren Pfeile, die töten konnten. Pfeile, die lautlos durch die Stille schwirrten.

Helene ertrug es nicht länger. Sie eilte ins Schlafzimmer und rüttelte Carmelo wach. Als er sie dann fragte, weshalb sie ihn geweckt habe, wußte sie nichts zu sagen.

In seiner Nähe, beruhigt vom Klang einer Menschenstimme, fand sie die eigene Angst töricht.

Carmelo war ärgerlich.

«Hierzulande muß man eine Siesta halten, wenn man nicht krank werden will», sagte er. «Du müßt dich daran gewöhnen, Elena. Und wenn du nicht schlafen kannst, so störe wenigstens nicht die andern.»

Er hatte sich in den wenigen Tagen völlig verändert. Nun trug er keinen von einem englischen Schneider gebauten Anzug mehr, ging in weißen Flanellhosen umher, eine breite Schärpe um die Taille. Das offene Hemd ließ den kräftigen gebräunten Nacken sehen, er kleidete sich abends zum Diner nicht um. Den halben Tag verbrachte er mit Fischen. Sonst schlenderte er planlos im Garten, oder saß rauchend im Haus. Er las nicht, er tat nichts, konnte stundenlang dasitzen, die Pfeife im Mund, die Augen aufs Meer geheftet.

Der Anblick reizte Helene.

«Wie kann man nur so faul sein?» sagte sie.

Er lachte.

«Was soll ich denn tun? Mich abtetzen, wie ihr andern dort draußen? Wir haben ja alles was wir brauchen. Laß mich mein Leben genießen.»

«Ein Mann kann doch nicht den ganzen Tag faulenzen.»

Helene dachte an den Vater, der nie rastete, an seine Geschäftsfreunde, dachte an die jungen Leute, mit denen sie befreundet gewesen war. Die hatten freilich nicht gearbeitet, aber sie hatten Sport getrieben, jede ihrer Stunden war von etwas ausgefüllt gewesen.

«Was soll ich denn tun, Elena?» fragte Carmelo träge.

«Etwas, irgend etwas, wie die andern.»

Er setzte sich auf. Seine Stimme wurde schmeichelnd: «Wozu, carina? Was hat euch das ewige Etwas-Tun genützt? Ihr habt gehetzt und gearbeitet, und dann ist der Krieg gekommen, und alle eure Arbeit war vergebens. Ja, ich weiß, einige sind reich geworden dabei, die «pescicani», er sagte das italienische Wort für die Kriegsgewinnler: Haiische. «Aber das ist nichts für uns. Wir nähren uns nicht von Leichen, wir Assuntos werden nicht fett vom Elend anderer. Und jetzt, ihr hetzt und hastet weiter, und trotzdem geht alles zugrunde.»

Er gähnte, griff in den neben ihm stehenden Obstkorb und nahm eine Banane heraus. Seine starken weißen Zähne gruben sich in das weiche Fleisch.

«Du verkommst von dem ewigen Faulenzen.»

«Unsin. Denk doch an die Menschen dort draußen. Sind die besser als wir? Sind sie nicht neidischer, bössartiger, kulturloser? Wenn ich an die Leute denke, die Piero mir vorgestellt hat! Geld, Geld, sonst haben sie kein Interesse. Und wenn sie Geld besitzen, was machen sie damit? Wieder Geld.»

«Du sagst wir. Italien ist schon lange nicht mehr das Land der Faulheit und des Leichtsinns.»

«Norditalien.» Er sagte es, als spräche er von einem andern Erdteil. «Die Straßen sind sauber und die Züge haben keine Verspätung mehr. Aber was ist aus den Menschen geworden?»

Sie schwieg. Sie kannte Carmelos Ansichten, und es langweilte sie, immer wieder das gleiche zu hören.

«Maffioso!»<sup>\*)</sup> sagte sie boshaft.

Carmelo lachte.

«Wenn dir eine staatliche Maffia lieber ist...» Er breitete mit einer großen Gebärde die Hände aus. «Ueberrigens, da wir gerade von der Maffia reden, sag dem Kerl, dem Enrico, den du engagiert hast, er soll meinen Leuten nicht immer Maffioso sagen. Sie hören das nicht gern und sind ohnehin wütend, daß ich einen Mailänder mitgebracht habe.»

«Weil er sie zur Arbeit anhält.»

«Sie haben immer genug gearbeitet, aber das verstehst du nicht, Elena.»

Er räkelte sich hoch.

«Es ist fünf Uhr vorbei. Lassen wir das unnütze Geschwätz, komm schwimmen.»

Sie sah ihn an und dachte halb ärgerlich, halb zärtlich: er sieht wie ein Bauer aus. Als er aber den Arm um sie legte, vergaß sie alles, die Stille, die Angst, den Aerger. Sie schmiegte sich an ihn.

«Liebst du mich, Carmelo?»

Und Carmelo log heldenmütig und erwiderte:

«Du weißt es ja, Elena. Hätte ich dich sonst geheiratet?»

#### VIERTES KAPITEL

Die Insel war nicht mehr still, das große weiße Haus nicht mehr leer und verödet. Verwandte waren gekommen, um Carmelos junge Frau kennenzulernen. Alte Verwandte, die taktvoll nur über Nacht blieben, aber auch junge, die anscheinend die Absicht hatten, sich häuslich niederzulassen.

«Wir haben uns alle so gefreut, liebe Elena», sagte die kleine Lucia, die mit dem tief schwarzen Haar und den runden Augen wie eine Puppe aussah, «wir haben uns so gefreut, daß Carmelo eine reiche Frau geheiratet hat. Nun kann er der Verwandtschaft helfen. Wir sind ja alle bettelarm.»

Sie lachte, als wäre ihre Armut ein guter Witz, und Helene blickte sie verständnislos an. Wie konnte man so etwas nur aussprechen. Aber die kleine Frau hatte keine Hemmungen.

<sup>\*) Maffioso - Anhänger der süditalienischen Maffia, jetzt Schimpfwort für die antifaschistischen Südtalener.</sup>

«Wir haben immer damit gerechnet, daß Carmelo bei seiner Schönheit eine gute Partie macht. Aber in Italien war das schwer. Bei uns sind die Leute, die man heiraten kann, arm, und eine Norditalienin hätte nicht hergepaßt, dann schon lieber eine Ausländerin.»

Benedetto lachte

«Sie dürfen Lucia nicht ernst nehmen, schöne Nichte. Sie ist das enfant terrible der Familie.»

«Was wollt ihr?» verteidigte Lucia sich. «Was habe ich denn schon wieder gesagt? Ich freue mich ja auch, daß Elena so hübsch ist, schon der Kinder wegen», fügte sie harmlos hinzu.

Helena zwang sich zu einem Lächeln. Dieses kleine quecksilbrige Geschöpf war ihr in seiner Art ebenso unverständlich wie Benedetto. Lucia war wie ein junges Tier; sie liebte die guten Dinge des Lebens, sie streckte sich in der Sonne, wie eine junge Katze, sprang mit dem Uebermut eines Schuljungen in die blauen Wellen, als mit der Lust eines Kindes. Sicherlich schloß sie auch wie ein Tier, fest und traumlos. Ihr Mann war anders, blond, schlank, hochgewachsen, wortkarg. Lucia betete ihn an. «Du wirst nicht mit Guido kokettieren», sagte sie zu Helena. «Das erlaube ich nicht. Es ist mir unangenehm genug, daß Manuela hier ist. Der laufen alle Männer nach.»

«Sie ist sehr schön», meinte Helene.

«Sie ist raffiniert», sagte die kleine Frau zornig. «Mit jedem redet sie von dem, was ihn interessiert. Und sie kann tun, was sie will; eine Witwe hat es darin gut.»

«Sie ist älter als du, und auch älter als ich.» Helene beruhigte mit diesen Worten nicht nur die kleine Kusine, sondern auch sich selbst. Hatte doch auch sie etwas von der Eifersucht gefühlt, die Lucia so unverhohlen zeigte. Sie konnte es nicht leugnen: Manuela besaß einen ganz eigenen Charme. Groß, schlank, fast mager, mit rötlich-blondem Haar und grauen Augen, die einen seltsamen Blick hatten, war sie ganz anders als die übrigen Verwandten, die Helene kennengelernt hatte. Manuela kannte die große Welt, sie war geistreich, sie las, sie wußte Dinge, von denen Lucia nicht einmal gehört hatte. Aber sie schien launenhaft, man wußte nie, woran man mit ihr war. Sie konnte plötzlich, mitten in einem Satz, verstummen, das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht, eine unsäglich Müdigkeit schien sie zu erfassen, eine Gleichgültigkeit allem gegenüber. Ihr Haar schien den Glanz zu verlieren, ihre Augen wurden leer. Sie starrte die Menschen an, mit denen sie eben geplaudert hatte, als wundere sie sich über deren Anwesenheit. Dann stand sie langsam auf und ging, schleppend, wie eine Kranke, in ihr Zimmer. Kam sie dann wieder zum Vorschein, so war sie frisch, heiter, bezaubert.

«Sie posiert», erklärte Lucia. «Macht sich interessant.»

Aber Helene genützte diese Erklärung nicht. Die Frau ist unglücklich, dachte sie. Sie betäubt sich mit den eigenen Worten, aber sie kann es nicht immer. Manuela interessierte sie, doch war sie ihr fast unheimlich; die kleine Lucia hingegen wirkte beruhigend wie ein junger Hund, mit dem man gerne spielt.

Jeden Tag nahm Helene sich vor, nach Palermo hinüberzufahren, aber eine unbegreifliche Trägheit hinderte sie immer wieder daran. Es gab Stunden, da sie die Insel haßte, das ewig gleiche Blau des Meeres und des Himmels, die «Ansichtskartensönheit», wie sie es bei sich nannte.

«Regnet es denn hier nie?» fragte sie Benedetto.

Er sah sie prüfend an.

«Sie fühlen sich hier nicht wohl, Elena.» Es war keine Frage, war weit mehr eine Bestätigung.

«Was fällt Ihnen ein, Onkel Benedetto?»

«Doch, die Sonne, das Licht, die Bläue gehen Ihnen auf die Nerven. Und auch die Stille. Die Stille, die zum Nachdenken zwingt.»

Helene schwieg betroffen.

«Ich möchte wetten, Elena, daß Sie in Ihrem ganzen Leben noch nie Zeit gefunden haben, über sich und andere nachzudenken. Ja, ich weiß, Sie haben viel gelesen, sind intelligent. Aber auch das ist nur eine Flucht gewesen, eine Flucht vor der Wirklichkeit.»

Helene wurde etwas ärgerlich.

«Ich habe mein ganzes Leben lang draußen in der Welt verbracht und dürste der Wirklichkeit weit näher gewesen sein als Sie, Onkel Benedetto, auf dieser Insel, mit Ihren Büchern.»

«Was ist Wirklichkeit?» fragte der Bucklige.

Und während Helene noch nach einer Antwort suchte, fuhr er auch schon fort:

«Sie werden sagen, das Leben, das Sie geführt haben. Technik, Maschinen, Hatz. Aber haben Sie sich je leben gefühlt? Oder sind Sie je einem fremden Leben nahe gekommen? Sehen Sie sich diese dumme kleine Lucia an, die lebt. Die ist verbunden mit allen Kräften der Natur, die ist ein Kind der alten Götter.»

Helene lachte.

«Ihr mit euren alten Göttern. Ich glaube wirklich, daß Sie ihnen noch Opfer bringen, Onkel Benedetto.»

«Und wenn ich es täte? Wenn ich in dem großen Pan die Natur anbetete, die gütige mütterliche, die unbarmherzig grausame Natur, die mich gezeichnet hat? Aber Sie, Elena, Sie glauben an nichts, glauben nicht an die Götter und nicht an Gott, nicht an die Menschen, nicht an das Ethos. Sie glauben ja nicht einmal an Ihre geliebte Technik, die Autos hervorbringt, Flugzeuge, Radio. Sie sind leer, Elena, und die Natur haßt die Leere.»

Helene verlor die Fassung.

«Sie haben kein Recht, das zu sagen. Sie verstehen mich nicht, sind ungerecht gegen mich.»

«Vielleicht», erwiderte der alte Mann hart. «Vielleicht bin ich ungerecht. Aber es gibt in meinem Leben einen einzigen Menschen, den ich liebe: Carmelo. Und Sie werden ihn unglücklich machen.»

«Ich tue doch alles, was er will. Ich gebe ihm alles, was er haben möchte.»

«Sie wissen ja gar nicht, was er will, wirklich will, was ihn wirklich glücklich machen könnte.»

«Warum quälen Sie mich?» rief Helene heftig. «Warum wollen Sie sich zwischen Carmelo und mich stellen? Bleiben Sie bei Ihren alten Büchern, Ihren alten Göttern.»

Benedetto erhob sich langsam; seine bösen Augen ruhten auf der jungen Frau.

«Hüten Sie sich, Elena. Sie sind in einer fremden Welt, machen Sie sich keine Feinde.»

Er ging. Das lange schwarze Cape hing fast bis zur Erde und verhüllte seine Gestalt; es sah aus, als ob eine Herme den Gartenpfad entlang schreite.

Der Abend kam mit blauen und violetten Schatten. Im Osten leuchtete das Meer flammend rot, Grillen zirpten eintönig; der scharfe Laut bohrte sich in Helenes Kopf und tat ihr weh. Sie eilte aus dem Rosengarten und blieb zögernd im Orangenhain stehen. Wohin sollte sie gehen? Im Hause wartete Lucia auf sie, um sie mit ihrem belanglosen Plaudern zu langweilen, Manuela war in ihrem Zimmer. Carmelo und Guido waren mit dem Segelboot auf dem Meer, um zu fischen. Langsam schlenderte Helene weiter. Sie wußte nicht wohin sie ging. Nun stand sie plötzlich auf der Terrasse. Vorsichtig schritt sie über den unebenen Boden, geradeswegs auf die Herme zu. Sie blickte in das Gesicht des großen Pan und erinnerte sich mit einem Lächeln, wie sehr es sie an jenem Abend auf der Insel erschreckt hatte. Nun war es ein Steingesicht wie jedes andere, interessant, weil es aus den alten Zeiten stammte, da die Menschen es angebetet hatten, aber sonst nichts. Sie fühlte sich müde, der Tag war drückend heiß gewesen; sie setzte sich zu Füßen der Herme nieder.

Die Wellen plätscherten leise, es war wie eine Begleitmusik zu ihren Gedanken. Zum erstmalig, seit sie auf der Insel war, konnte sie an ihre eigene Welt denken, an die Menschen, mit denen sie jahrelang gelebt hatte. An die Tage, ausgefüllt von... sie stockte, von ebenso nichtigen Dingen, wie hier auf der Insel. Sie sagte sich: ich gehöre dorthin, aber sie wußte auch schon im gleichen Augenblick, daß dies nicht wahr sei. Nichts verband sie mit der andern Welt, die sie so lange für die ihre gehalten hatte. Der Vater, Nina, die Stiefmutter, die Freunde waren in ihrer Erinnerung ebenso unwirklich wie dieser steinerne Gott, der auf sie herablickte. Hat der Bucklige recht? Hatte sie wirklich nie gelebt, war sie nie einem fremden Leben nahe gekommen? Ich muß doch irgendwohin gehören, dachte sie fast erschröckend. Muß doch irgendwo verwurzelt sein. Aber sie fühlte nur eine unendliche Leere, von der sie umgeben war, eine Leere außerhalb ihrer selbst und eine in ihrem Innern. Carmelo, dachte sie angstvoll. Carmelo, ich gehöre zu ihm, ich liebe ihn. Wie kann ich dann so verloren sein? Aber eine unerbittlich klare Erkenntnis stieg in ihr auf: ich liebe ja nicht den Menschen, den ich nicht, von dem ich weiß ich nichts. Ich liebe das schöne Tier, dessen Umarmung mich beglückt. Und wenn ich das nicht mehr fühle, was dann? Zwei fremde Menschen, durch nichts verbunden. Und er? Was fühlt er, was denkt er? Ich weiß es nicht. Ich habe es ja auch nicht wissen wollen, es hat mir genügt, daß ich ihn besitze. Besitze? Kann man einen Menschen besitzen? Gibt es nicht immer, selbst in der Liebe, Geheimnisse, die der andere nicht kennt? Sie versuchte ungeduldig den Gedanken zu verschneiden. Geheimnisse, ich hasse Geheimnisse, alles muß hell und offen sein. Der Bucklige hat recht, ich glaube an nichts, weil jeder Glaube unbegreifliche Geheimnisse in sich birgt. Weil die Kraft des Glaubens selbst ein Geheimnis ist, das wir nicht ergründen können. Ich bin ein moderner Mensch, ich habe mit solchen Dingen nichts zu schaffen. Die Insel hat mich beeinflusst, dieser Ort, an dem vor Jahrhunderten Menschen vor den alten Göttern gezittert haben. Wenn der Blitz niedergefahren ist, haben sie geglaubt, daß ihr Gott zürnt, und wenn es im Laube geraschelt hat, haben sie erschrocken die Augen abgewandt, um nicht den großen Pan zu sehen, dessen Anblick Tod und Verderben bedeutet. Diese Angst, dieser Aberglaube liegen noch hier in der Luft, Carmelo glaubt daran, und auch der Bucklige. Aber Carmelo ist wie ein Kind, und der Bucklige ist über seinen Büchern verrückt geworden.

Sie blickte sich um. Die Nacht war hereingebrochen. Tiefe, weiche Dunkelheit hüllte die Terrasse ein. Alles verschwamm, nur die Herme hob sich, ein Schatten in den Schatten, scharf umrissen ab. Helene schwindelte es. Sie versuchte, sich zu erheben, sank aber zitternd zurück. Das Grillenzirpen war verstummt. Es war so still, daß Helene den eigenen Herzschlag zu hören glaubte. Ein seltsames Gefühl überkam sie. Ich warte, dachte sie, warte auf etwas. Aber worauf? Auf etwas Furchtbares, oder auf etwas Schönes, das meine Angst verschneiden wird? Ich warte, und mit mir wartet die ganze Welt. Worauf? Sie strich sich das Haar aus der Stirn und bemerkte, daß Schweißtropfen über ihr Gesicht rannen.

(Fortsetzung folgt)